

Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 32 (1922)
Heft: 3

Artikel: Zur Jugendlehre Kung-fu-tses
Autor: Moser, Eugen
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-788863>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

des Schülers in ihrem Unterrichte in weitgehendstem Masse durchgeführt haben. So bin ich schon vor 25 Jahren von einem Lehrer in einzelnen Fächern ganz im Sinne des Arbeitsprinzips unterrichtet worden. Wir sind gewandert, haben an das Beobachtete die Besprechungen angeschlossen, haben geformt und gebastelt. Was jenen Lehrern vielleicht noch fehlte, ist das: Sie haben nicht den Mut gehabt, allen Unterricht in diesem Sinne zu erteilen, sie sind zu wenig folgerichtig gewesen. Aber es wäre ein Unrecht, wenn wir heute nicht ihrer Vorarbeiten dankbar gedächten. (Schluss folgt.)

Zur Jugendlehre Kung-fu-tses.¹⁾

Von Dr. Eugen Moser, Zürich.

I.

Unter den chinesischen Weisen sind gerade die beiden ältesten in Europa am bekanntesten geworden: Lao-tse und Kung-fu-tse. Sie sind die denkbar grössten Gegensätze, ergänzen aber einander so vollkommen, wie etwa Goethe und Schiller. Nur ein Gemeines haben sie: sie wurden beide Gegenstände der Legendenbildung, wenn auch in ganz ungleicher Weise.

Lao-tse lehrte „die Kunst des ewigen Lebens“ und wurde zum Gotte erhoben. Seine Geburt hat grosse Ähnlichkeit mit der Buddhas und wird im Märchen²⁾ folgendermassen erzählt: Lao-tse ist eigentlich älter als Himmel und Erde. Er ist der gelbe Alte, der Beherrscher der Erde, der mit den andern vieren die Welt schuf. Er hat sich auf der Erde unter verschiedenen Namen gezeigt. Seine berühmteste Menschwerdung ist die als „altes Kind“ (Lao-tse). Seine Mutter empfing ihn auf übernatürliche Weise und trug ihn zweiundsiebzig Jahre lang (nach einer andern Überlieferung gar 81 Jahre). Als er geboren wurde, kam er aus der linken Achselhöhle seiner Mutter hervor. Er hatte gleich von Anfang an weisse Haare, darum nannte man ihn „altes Kind“. Auch konnte er schon sprechen. Da er keinen menschlichen Vater hatte, deutete er auf den Pflaumenbaum, unter dem er zur Welt gekommen, und sprach: „Dies soll mein Name sein.“ Er erlangte grosse Zauberkünste, durch die er sein Leben verlängerte. Er schrieb das Buch: „Vom Sinn und Leben“ (Tao-te-King) und verkündete der Welt seine Lehre. Er wird als das Haupt des Taoismus verehrt. Diese Lehre heisst noch heute „die Lehre des gelben Alten“.

¹⁾ Verkürzter Abschnitt aus einer demnächst erscheinenden Schrift: Konfuzius und wir“.

²⁾ Nr. 29 der „Chines. Volksmärchen“, übersetzt von Dr. R. Wilhelm (Jena, E. Diederichs). Ein guter Wegweiser zu Chinas grossen Wahrheiten ist auch der schön illustrierte Band von Marta Burkhardt: „Chinesische Kultstätten und Kultgebräuche“; nach dem Studium dieses Buches greife man zu W. Salensteins Auswahl der Gleichnisse des Dschuang-dsi. Beide Bände im Rotapfel-Verlag Zürich-Erlenbach.

Auch geht ein Wort um: „Erst war Lao-tse da, nach ihm der Himmel.“ Das bezieht sich wohl darauf, dass er eben jener gelbe Alte der Urzeit war.“ — Lao-tse lehrte drei Dinge, die er seine Schätze nannte: die Liebe, die Genügsamkeit und die Demut (Spruch¹) Nr. 67). Wenn auch nach des Meisters Tode sich seine Lehre nicht mehr so reingeistig hat erhalten können, so sind dennoch die Taoisten nicht ausschliesslich jene volksbetörenden Schwarzkünstler, als welche man sie in Europa immer noch hinstellt. Der Japaner Okakura Kakuzo redet dem Taoismus denn auch energisch das Wort: „der Taoismus nimmt das Weltliche hin, wie es ist und sucht, im Gegensatz zu Kung-fu-tse und den Buddhisten, nach Schönheit in unsrer Welt der Pein und Klagen.“ („Büchlein vom Tee“, Inselbücherei 274).

Während also Lao-tse über das Irdische hinausstrebte, blieb Kung-fu-tse daran gebunden. Er war der praktische Lebenskünstler, der sorgfältig alle Tradition anerkannte. Die Märchendichtung hat sich seiner Person ebenfalls bemächtigt und zwar in höchst origineller Art. So berichtet Nr. 26 der „chinesischen Volksmärchen“ folgendes über ihn: „Als Kung-fu geboren wurde, da kam ein Kilin (ein sagenhaftes Einhorn, wie etwa im „tapfern Schneiderlein“) und spuckte einen Nephritstein aus, darauf geschrieben stand: „Sohn des Wasserkristalls (d. h. der Weisheit), du wirst einst ungekrönter König werden!“ Er wuchs heran und ward neun Fuss hoch. Er war schwarz und hässlich im Gesicht, seine Augen standen hervor, seine Nase war aufgestülpt. Die Lippen bedeckten die Zähne nicht und die Ohren hatten grosse Öffnungen. Er lernte fleissig und war bewandert in allen Dingen. So ward er zum Heiligen. Eines Tages stieg er mit seinem Lieblingsjünger Yän Hui auf die Spitze des Tai schan (des heiligen Berges in Schan-tung). „Siehst du“, sprach er zu Yän Hui, „was das für ein Ding ist, das vor dem Stadttor von Wu schimmert?“ Yän Hui sah genau hin, dann sagte er: „Das ist ein Stück weisses Tuch.“ „Nein,“ sprach Kung-fu, „das ist ein weisses Pferd.“ Und als man nachsah war es so. Der Tai schan ist von Wu wohl tausend Meilen weit entfernt und dass Kung-fu auf diese Entfernung ein Pferd erkennen konnte, zeigt seinen Scharfblick. Yän Hui kam ihm nicht ganz gleich; doch sah er wenigstens noch etwas Weisses. Darum nennt man ihn den zweiten Heiligen.“

Als Kung-fu dem Tode entgegend, erzählt die Sage weiter, fing der Fürst von Lu (der Heimat Kungs) auf der Jagd ein Kilin. Man tötete es und siehe, an einem roten Faden, den die Mutter Kung-fus dem Tiere bei der Geburt ihres Sohnes ums Horn gebunden, erkannte man in ihm das einstige Wundertier. Als Kung-fu davon hörte, brach er in Tränen aus: „Ich werde sterben müssen!“ Dann dichtete er ein Lied:

„Es stürzt der Grosse Berg,
Es bricht des Daches First:
Der Weise fährt dahin.“

¹) „Vom Sinn und Leben“, übersetzt von R. Wilhelm (Jena, E. Diederichs).

„Dann legte er sich zu Bett, ward krank und starb.“ Aber auch nach seinem Tode noch gab er Beweise seiner Allwissenheit. Die Legende berichtet nämlich, dass Kaiser Tsin Schi Huang pietätslos sein Grab aufgebrochen und die roten Seidenschuhe des Verstorbenen angezogen habe. Plötzlich aber sei an der Wand eine Tafel erschienen, die ihm seinen nahen Tod voraussagte, der auch wirklich eingetroffen sei. — Rätselhaft, wie das Land China selber, ist nun aber, dass die Legendensammlung der Dynastie Dschou, das „Tung Dschou Lie Kuo Tse“, die Geburt des Kung zu der duftigsten Märchendichtung umgestaltet hat, die mit dem Charakter des weltgewandten Weisen in Einklang zu bringen für uns schwer fällt. Seine Mutter, die jugendliche Dsching Tsai sah im Traume fünf Greise, die ein Tier mit sich führten von der Gestalt eines Kalbes, das aber nur ein Horn hatte. Es legte sich ihr zu Füßen und aus seinem Munde kam ein edelsteinerner Stab mit der Inschrift: „Der Sohn des Wassergeistes wird heimlicher König über die Menschen sein.“ Tsai ahnte ein Wunder und umwand das Horn des Tieres mit einem Seidenbände; da verschwand die Erscheinung. Als die Geburt herannahte, zog Tsai mit ihrem Manne in eine einsame Schlucht, wie ihr einst von einem schwarzen Gotte geheissen worden. In der Nacht der Geburt half ihr der Himmel: „zwei Engel schwebten daher, nahmen wohlriechenden Tau, badeten Dsching Tsai darin und verschwanden. Als dann Kung-fu-tse geboren war, kam plötzlich ein klarer Quell aus dem steinernen Tore der Schlucht geflossen. In dem Wasser, das warm aus dem Felsen sprang, badete sie das Kindlein. Kaum aber hatte sie das Bad beendet, so versiegte der Quell sogleich. Wunderbar war das Ansehen, das er mit auf die Welt brachte: er hatte Ochsenlippen, Tigertatzen, die Schultern eines Vogels und den Rücken einer Schildkröte. Sein Mund war gross, sein Hals dick. Als er herangewachsen war, mass er neun Fuss und sechs Zoll, so dass er den Namen eines Riesen erhielt. Seine Tugend war wunderbar. Er durchwanderte alle Länder; seine Schüler erfüllten die ganze Welt und es gab keinen Herrscher, der seinen Namen nicht geehrt hätte.“ (Leo Greiner: „Chinesische Abende.“)

II. 冢

Bei der Beurteilung der Jugendlehre Kung-fus ist es notwendig, zu wissen, dass in China, in Ermangelung einer Kirche in unserem Sinne, die Familie im Mittelpunkt des gesamten Lebens des Volkes steht. Es ist demnach sehr verständlich, dass die erzieherischen Grundsätze Kung-fus in der Familie verankert sind. Die Elternliebe ist denn auch der Kinder erste Pflicht. „Man soll den Eltern, ausser durch Erkrankung, keinen Kummer machen“, steht im I. Buch (Nr. 6) seiner „Gespräche“ (Lun Yü).¹⁾ Als der Freiherr Mong J ihn nach dem Wesen der Kindespflicht fragte, antwortete er lakonisch: „Nicht übertreten“ und wollte sein Wort dahin ausgelegt wissen, dass, solange die Eltern lebten, man ihnen

¹⁾ Übers. v. R. Wilhelm (Jena, E. Diederichs).

dienen solle; nach ihrem Tode müsse man sie beerdigen, wie es sich gezieme. (II, 5.) Die Pietät den Eltern gegenüber ist ihm unrüttelbar; sie wird sogar zur restlosen Selbstaufopferung gesteigert. Forderungen wie folgende: „den Eltern dienend, darf man ihnen in zarter Weise Vorstellungen machen. Wenn man aber sieht, dass sie nicht gewillt sind, darauf zu hören, soll man sich ehrerbietig fügen und die schwersten Anstrengungen ohne Murren tragen“ (IV, 18), oder dass man das Alter seiner Eltern ehre (IV, 21) sind auch für uns durchaus bindende Grundsätze. Anders aber verhält es sich bei des Meisters Satz: „Wer drei Jahre lang nicht abweicht von seines Vaters Wegen, kann Kindesliebend genannt werden“ (IV, 20). Zu starr auch empfinden wir unbedingt eine Forderung wie: „Solange die Eltern leben, soll man nicht in die Ferne ziehen. Und wenn man nach auswärts geht, soll man einen bestimmten Wohnort wählen“ (damit sie einen jederzeit rufen können). Auch im modernen China wird diese Satzung als zu verhängnisvoll empfunden; denn hohe, unentbehrliche Beamte pflegen der Trauerpflicht, die 27 bis 36 Monate beträgt, enthoben zu werden. — Die wichtigsten Eigenschaften bei der Ausbildung des Charakters sind Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit. Der Verkehr mit den Menschen muss auf freier Sympathie fassen. Auf dieser Grundlage sittlicher Erziehung allein darf man, bei genügender Begabung, sich dem höheren Studium zuwenden. Damit hat also schon dieser alte Chinese, ein halbes Jahrhundert vor Christus, den Zudrang Ungeeigneter zu den geistigen Berufen zu verhindern versucht, ein Problem, das wir auch heute noch nicht gelöst haben. Der betreffende Ausspruch lautet ganz deutlich: „Ein Jüngling soll nach innen Kindesliebend, nach aussen Bruderliebend sein, pünktlich und wahr, seine Liebe überfließen lassend auf alle und eng verbunden mit dem Sittlichen. Wenn er so wandelt und übrige Kraft hat, so mag er sie anwenden zur Erlernung der Künste.“ (I, 6.)

Meister Kung drängte seine Philosophie niemandem auf: nur innere Freiheit und eigenes Streben müsse zum Ziele der Erkenntnis führen. Darum belehrte er seine Jünger nicht von oben herab: sie mussten alle Schwierigkeiten selbständig überwinden lernen. Er selbst gab nur den Anstoss, die Anleitung. Damit hat er wieder einen ganz modernen Grundsatz ausgesprochen, den bei uns kaum alle Pädagogen befolgen. Er sagt hierüber folgendes: „Wer sich nicht strebend bemüht, dem helfe ich nicht voran; wer nicht nach dem Ausdrücke ringt, dem eröffne ich ihn nicht. Wenn ich eine Ecke zeige und er kann es nicht auf die drei andern übertragen, so wiederhole ich es nicht.“ (VII, 6.) Überhaupt war die Ausdrucksweise Kung-fus eigentlich sokratisch: auf jede Frage, die man an ihn stellte, gab er nur den ersten Zipfel der Antwort, um den Frager zum Selbstdenken und zum eigenen Auffinden der Wahrheit anzuregen. Damit hat er wieder einen wahren Gedanken verwirklicht, zu dem sich auch Schopenhauer bekennt: „es ist mit Gedanken, wie mit Menschen: man kann nicht immer sie rufen lassen, sondern muss abwarten, bis sie kommen. Das Denken über einen Gegenstand

muss sich von selbst einstellen, durch ein harmonisierendes Zusammen-treffen des äusseren Anlasses mit der innern Stimmung und Spannung.“ So wollte also auch Kung-fu als wahrer Weiser nicht mehr als der die Spannung auslösende „Anlass“ sein. Die rechte Art des Studierens war für ihn dann die gewissenhafte Überprüfung des bereits gewonnenen Wissens: „wer täglich weiss, was ihm noch fehlt und monatlich nicht vergisst, was er kann, der darf ein Freund des Lernens heissen.“ (XIX, 5.) Deshalb wird der wahrhaft Strebende nie um einen Lehrer verlegen sein; denn das Leben bietet ihm stets und überall Gelegenheit, Erkenntnisse zu sammeln. Das drückte er in dem Spruche VII, 21 aus: „Wenn ich selbdritt gehe, so habe ich sicher einen Lehrer. Ich suche ihr Gutes heraus und folge ihm, ihr Ungutes und verbessere es.“ Ein guter Lehrer aber müsse „das Alte üben und das Neue kennen“ (II, 11). Das Geheimnis der Lernens drückte er in folgendem Satze aus: „Lerne, als hättest du es nicht erreicht und als fürchtestest du, es wieder zu verlieren. (VIII, 17.) Und das Lernen hatte für ihn so wahrlich kein Ende! Sagt doch sein Lieblingsschüler Yän Hui: „Ich sehe empor und es wird immer höher; ich bohre mich hinein und es wird immer undurchdringlicher. Ich schaue es vor mir und plötzlich ist es wieder hinter mir. Der Meister erweitert unser Wesen durch Kultur und er beschränkt es durch das Ziemliche. Welch verblüffende Übereinstimmung mit Schillers „Pilgrim“:

Vor mir liegt's in weiter Leere,
Näher bin ich nicht dem Ziel.
Ach kein Steg will dahin führen ...
Und das Dort wird niemals Hier.

Gebildet schien ihm denn auch nicht, wer viele Bücher gelesen, sondern wer Vater und Mutter diene, wer zu seinen Worten stehe und an den Würdigen, Grossen, sich emporrichte (I, 7). Den Minister Wen Dsi nannte er darum einen Weisen, weil er im Drange nach Erkenntnis keinen Standesdünkel kannte und sich nicht schämte, Niedrige zu fragen (V, 14). Aber nur höchste geistige Sammlung führe zu den tiefen Wahrheiten: „Schweigen und so erkennen, forschen und nicht überdrüssig werden“ (VII, 2). Dennoch komme nie alles zur Reife: „Dass manches keimt, das nicht zum Blühen kommt, ach, das kommt vor! Dass manches blüht, das nicht zur Reife kommt, ach, das kommt vor!“ (IX, 21). Er unterschied vier Stufen des Wissens: Schwierigkeiten haben und nicht lernen: das ist die unterste Stufe des gewöhnlichen Volkes; Schwierigkeiten haben und doch lernen: das ist die nächste Stufe. Durch Lernen Wissen erwerben ist die nächst höhere, bei der Geburt schon Wissen haben ist die höchste Stufe.“ Also auch Kung verehrte das intuitive Wissen des Genies als das höchste! Die intellektuelle Bildung habe drei Stufen: der Wissende sei nämlich noch nicht so weit wie der Forschende und dieser wieder nicht so weit wie der „heiter Erkennende“ (VI, 18).

Überraschend modern ist dann die Ansicht Kung-fus über das

Ziel der Erziehung. Nur das Sittengesetz sei imstande, Sympathien und Antipathien eine vernünftige Richtung zu geben. Die Menschen hassen und lieben heisst nach ihm: das Böse an ihnen ablehnen, dem Guten aber sich öffnen. Das will sein lapidarer Satz: „Nur der Sittliche kann lieben und hassen“ besagen (IV, 3). Wahre Bildung stellte er, als eine reinigende Kraft, sehr hoch: „wo ein Gebildeter herrscht, kann keine Rohheit aufkommen“ (IX, 13), da die wahre geistige Reife nicht plumper, „zungenfertiger Art“ sei, die Kung nicht zu ertragen vermochte. Und der Meister selber, von höchster Bescheidenheit, war frei von vier Fehlern: er hatte keine Meinungen, keine Voreingenommenheit, keinen Starrsinn und keine Selbstsucht (IX, 4). Wie Lao-tse, wünschte er nicht „das glänzende Gleissen des Juwels, sondern die Rauheit des Steins.“ Klar aber war für ihn erst jener, auf den „langsam durchsickernde Verleumdungen und durch die Haut dringende Klagen nicht wirken“ (XII, 6). Und Treu und Glauben zum Hauptinhalt seines Lebens zu machen, das hiess er „sein Wesen erhöhen“ (XII, 10). Das innerste Wesen der wahren Sittlichkeit bestimmte er einfach und klar so: „Sich selbst überwinden und sich den Gesetzen der Schönheit zuwenden.“ Damit hat er den uralten Gedanken der Vervollkommnung des Charakters, den Schopenhauer aufs schärfste verneinte, ausgesprochen, zu dem sich auch Goethe in seinem Gedichte „Selige Sehnsucht“ bekannte:

Und so lang du dies nicht hast,
Dieses: stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast,
Auf der dunklen Erde“

und den auch Schiller in seinem faustischen „Das Ideal und das Leben“ verherrlicht:

„Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, der sie beherrscht, zurück.“

Die grossen, lebendig machenden Gedanken sind eben Weltgut und stecken im Herzen des Chinesen wie des Abendländers. Worin bestand nun Kung-fus Begriff der Sittlichkeit? In der Ehrfurcht und der Nächstenliebe. „Trittst du zur Tür hinaus,“ sagte er einmal zu seinem Jünger Dschung Gung, „so sei wie beim Empfang eines geehrten Gastes. Und was du selbst nicht wünschest, das tue keinem Menschen an“ (XII, 2, IV, 15 und XV, 23). Mit diesen Worten ist nichts weniger als der kategorische Imperativ Kants vorweg genommen! Zur höchsten Stufe der Sittlichkeit, zum Mitleide aber, zu welchem dann erst Schopenhauer Kants kühle Moral führte (vgl. „Die Grundlage der Moral“, bes. § 12, 16—19: „Neminem laede; imo omnes, quantum potes juva“), hat sich Kung-fu nicht durchzuringen vermocht. Das blieb allein dem tiefer angelegten Lao-tse vorbehalten, der in seinem schönsten Spruche (Nr. 49) sich so ausdrückt:

„Der Berufene hat kein Herz für sich,¹⁾
Er macht der Menschen Herz zu seinem Herzen!
Zu den Guten bin ich gut,
Zu den Nichtguten bin ich auch gut:
Denn das Leben ist die Güte.“

Da der Meister eine allseitige Entwicklung der Persönlichkeit seiner Jünger erstrebte, führte er sie in vier Dinge ein, in die Kunst, in den Wandel, also dem Handeln nach moralischen Grundsätzen, in die Gewissenhaftigkeit und in die Treue (VII, 24). Der Herausgeber umschreibt den vierfachen Weg der Erziehung folgendermassen: eine harmonische Bildung könne man nur dadurch erreichen, dass man sich ein einheitliches Lebensziel setze. Dies Ziel, das unsern Willen antreibe, müsse objektiv im Vernunftgesetz begründet sein. Alle Ansätze im Menschen müssten kräftig ausgebildet werden: so entwickle sich eine sichere sittliche Gesinnung, die man in allen Fällen zu Rate ziehen könne. Diese moralische Ausbildung solle dann zuletzt durch eine ästhetische Allseitigkeit der Interessen vollendet werden. Das ist in der Tat der Sinn des Ausspruches, in welchem Kung-fu den Weg der Bildung als vierfach bezeichnete: „Sich das Ziel setzen im Pfad, sich klammern an die guten Naturanlagen, sich stützen auf die Sittlichkeit, sich vertraut machen mit der Kunst“ (VII, 6).

Verblüffend wahrhaftig ist es nun zu sehen, dass Kung-fu mit seinem vierfachen Weg der Erziehung schon so weit war, als die modernsten Pädagogen! Prof. Dr. Paul Häberlin, der Berner Universitätspädagoge, vertritt in seinem Buche: „Das Ziel der Erziehung“ (Basel, Kober, 1917) genau denselben Standpunkt. Es ergeben sich für ihn, gemäss „den vier höchsten Kategorien des kulturellen Verhaltens,“ für jedes Individuum vier Teilziele der Erziehung: die Erziehung zum rechten Willen (Kung-fus „Sittlichkeit“), zum Gewissen (Kung-fus „Naturanlagen“), zur Urteilsfähigkeit (Kung-fus „Kunst“) und endlich zur Tüchtigkeit (Kung-fus „Pfad“). Die allseitige Entwicklung des Charakters ist also das Ziel der Erziehung, bei dem alten chinesischen Weisen wie bei diesem modernen Pädagogen, um den Zögling zur möglichsten „Erfüllung seiner Bestimmung“ zu führen. Diese also schon vorchristliche, asiatische Vierteilung der Jugendlehre hat dann Häberlin in dem Buche „Wege und Irrwege der Erziehung“ (Basel, Kober, 1918, zweite Auflage 1920) ausführlicher dargestellt. Ganz deutlich offenbart sich darin, dass Häberlins Pädagogik, wie jene Kung-fus, eine Heilerziehung im besten Sinne darstellt und besonders erfreulich ist, dass er, im Gegensatz zu Foerster, die Askese als verkehrt verurteilt. Das ist wieder im Sinne Kung-fus. Auch ist es ein Stück der weisen Mässigung

¹⁾ Diese Verse lauten in Julius Grills ungelenker Übertragung: „Wer gut gegen mich ist, den behandle ich meinerseits (!) auch gut, wer nicht gut ist, den behandle ich gleichfalls gut. Tugend ist doch wohl Güte.“ (Siehe: „Lao-tozes Buch vom höchsten Wesen“; Tübingen, 1910, S. 102).

des chinesischen Meisters, wenn Häberlin der heutigen extremen Richtung, wie sie etwa Wyneken vertritt und welche die Jugend bequem der „Selbsterziehung“ übergeben und ganz frei gewähren lassen will, nicht das Wort redet. Auch Häberlin ist für Selbsterziehung: der Erzieher regt an, aber getan wird die Arbeit vom Zögling selber. Doch ja kein Machenlassen: „man muss Freude haben an der eigenen Arbeit des Zöglings; dann ist man bewahrt vor unnötigem Dreinreden und auch der Schüler hat Freude daran.“

Wer würde, angesichts dieser beinahe restlosen Übereinstimmung zwischen dem alten Chinesen und dem modernen Schweizer, nicht die alte Wahrheit bestätigt finden, dass alles schon gesagt ist und man es nicht weiter zu bringen vermöge, als Altes in eine neue Form zu kleiden?

III.

Herder bemerkt einmal in seinen „Ideen zur Geschichte der Menschheit“, die konfuzianische Jugenderziehung habe in China zu der einer formvollendeten, aber kalten Höflichkeit geführt. Könnte es darum je geschehen, dass der Konfuzianismus über Europa kommen sollte, unser Denken und Fühler zu verdrängen? Zwei gewichtige Stimmen von heute wagen dies nicht mehr in Abrede zu stellen.

Hermann Keyserling sagt in seinem „Reisetagebuch eines Philosophen“: „Jeder Normalmensch muss als Konfuzianer weiter gelangen; nur die Unnormalen bleiben ungefördert. Der Konfuzianismus ist die Weltanschauung der Norm; dem Geiste und nicht dem Buchstaben nach aufgefasst, ist er zweifelsohne die beste Weltanschauung für die Massen. Wird er einmal zu uns gelangen? Unmöglich ist es nicht.“

Bestimmter drückt sich der Chinese Ku-Hung-Ming in seinem Buche: „Chinas Verteidigung gegen die europäischen Ideen“ aus. Bei Anlass der Abfertigung eines englischen Journalisten, der höchst oberflächlich über China schrieb, bemerkt der chinesische Professor am Tung Wen Kuan zu Peking: „Der Engländer vermag nicht durch die gelbe Haut hindurch das Innere zu sehen, das moralische Wesen und den geistigen Gehalt des Chinesen. Wenn er es könnte, so würde er den Taoismus erblicken mit Bildern von Feen und Genien, die den Göttern des alten Griechenland in nichts nachgeben. Er würde den Buddhismus finden und seinen Sang von unendlichem Leid, Mitleid und Gnade. Und schliesslich würde er den Konfuzianismus finden, mit seinem „Weg des Edeln“, der, so wenig auch der Engländer davon ahnt, eines Tages doch noch Europas gesellschaftliche Ordnung ändern und seine Zivilisation zerbrechen wird.“

Ku-Hung-Ming scheint sich also der Auffassung des Kung-fu-tse anzuschliessen, unter Gebildeten gäbe es in der Tat keine Rassenunterschiede?

Man könnte geneigt sein, die wohl nicht zufällige, schlagende Übereinstimmung im vierfachen Wege der Erziehung als das erste Zeichen eines bereits unbemerkt begonnenen Einsickerns des

Chinesentums ins Europäertum zu deuten. Denn unsre alte Kulturform ist in Trümmer geschlagen und aus den klaffenden Rissen und gähnenden Löchern heraus recken sich Millionen Arme, gierig nach frischer Luft und gesunderer Nahrung. Woher könnte uns aber das kommen, wenn nicht von der Mutter, von der wir stammen, vom grossen Asien?

Nein! Wir Europäer haben mehr nötig, als uns die Lehre des Kung-fu-tse geben könnte: Keine Norm, die gebrechlich uns nur als Krücken äusserlich zu stützen vermöchte, sondern ein Ideal, das in uns lebendig geworden, uns von innen heraus durchwärmt, durchstrahlt und wieder gesunde Glieder schafft, die keiner Stützen mehr bedürfen.

Unser Individualismus, verkörpert in dem sterilen Militarismus, unser Glaube an das geschichtliche Heldentum, unser Verrat am Nächsten, dessen Menschentum wir leugneten, folterten, töteten, das alles ist, unbewusst masslos ins Dämonische gesteigert, verherrend und zermalmend über uns hereingestürzt. Wir haben den Zusammenhang mit dem Volksganzen, dem Allgemeinen verloren; die Kräfte, die wir daraus sogen, missbrauchten wir, um, eitelgebläht, unser Ich gross zu mästen. Aber das Ich konnte, mit fremden Säften genährt, nur zum diebischen Schmarotzer werden. Darum versagen wir jetzt, wo wir stark und — wahr sein sollten. Denn wir waren stets — unwahr!

Der neue Weg kann uns nie durch die Lehre des ehrwürdigen Kung-fu-tse gewiesen werden. Weltumspannendes, Welterlösendes allein kann uns gesund machen. Und das ist die Lehre seines Zeitgenossen: Lao-tses. Er war ein „Berufener“. Christus freilich war es noch mehr. Ihm aber glauben wir nicht! So glauben wir wieder dem fremden Propheten?

Das Verhältnis zwischen der weiblichen und männlichen Jugend in Amerika.

Von Dora Rosenberger, New-York.

Noch in keinem Lande habe ich ein solch gesundes, natürlich schönes Verhältnis zwischen jungen Mädchen und jungen Männern gesehen, wie in den Vereinigten Staaten.

Wir alle, die wir uns mit Jugend- und Erziehungsfragen befassen, wissen, wie dieses Verhältnis sein sollte, denn es wird ja viel darüber gesprochen und geschrieben. Amerika zeigt uns aber, wie es wirklich sein kann.

Die Kinder Amerikas wachsen meist gemeinsam in Tagesschulen auf — vom Kindergarten an bis zum Ende der „Highschool“ (die in den unteren Klassen unserer Sekundarschule, in den oberen Klassen unseren ersten Mittelschulklassen entspricht). Da sitzen die weissen und „farbigen“ Knaben und Mädchen ganz nach Selbstwahl neben